

# Aus der Ökumenischen Bewegung

## Die Weltkirchenkonferenz in Lund

*Wir können unsern Lesern schon in diesem Hefte eine Reihe von Sonderberichten über den Verlauf der Weltkirchenkonferenz von Lund vorlegen. Ein zusammenfassender Bericht mit Dokumentation ist im nächsten Heft zu erwarten.*

*Römische Beobachter anwesend!*

Die außerordentliche Bedeutung der 3. Weltkonferenz der Bewegung für „Glaube und Verfassung“ wird durch zwei überraschende Tatsachen unterstrichen: 1. das Heilige Offizium hat wider Erwarten und in Abweichung von dem Verhalten gegenüber der Weltkirchenkonferenz von Amsterdam im August 1948 den Apostolischen Vikar für Schweden, Msgr. Müller, angewiesen, Beobachter nach Lund zu entsenden. Diese sind Msgr. B. Asarson, R. M. Doyle, P. J. Gerlach SJ. und P. M. B. de Paillerets OP. In seiner Eröffnungsansprache hat der Präsident der Konferenz, Erzbischof D. Yngve Brilioth von Upsala, in gemessener Form diese Tatsache erwähnt: „Daß die Kirche von Rom es nicht möglich gemacht hat, aktiv an irgendeiner der Zusammenkünfte teilzunehmen, die wir als ökumenisch bezeichnen, obwohl ein so großer Teil der Christenheit nicht vertreten ist, ist eine bedauerliche Tatsache, die wir haben akzeptieren müssen. Es ist jedoch ein bedeutsames Zeichen, daß zum ersten Male römische Katholiken von autoritativer Stelle zu Beobachtern bestimmt wurden. Dies beweist, daß die große römische Kirche den Bestrebungen, die gemacht werden, um ein besseres Verständnis zwischen den Christen verschiedener Traditionen zu bewirken, nicht gleichgültig gegenübersteht, und daß eine Freundschaft von Seelen bestehen kann, trotz ekklesiastischer Schranken, die unüberbrückbar erscheinen.“

*Eine Demonstration des Patriarchen von Konstantinopel*

2. Die andere, für die Konferenz erschütternde und folgenschwere Überraschung war das Ausbleiben der vom Hl. Synod der Orthodoxen Kirche Griechenlands ernannten Delegation, bestehend aus dem Metropoliten Ambrosius von Ethiotis, Metropolit Panteleimon von Saloniki, Metropolit Agathonikos von Kalavryta und den Professoren H. Alivisatos, B. Joannides, B. Karmiris, letztere Veteranen der ökumenischen Arbeit. Die von Erzbischof Brilioth berichteten Gründe für ihr Ausbleiben überzeugten niemanden. Man wird hier mit einer Entscheidung des Patriarchen von Konstantinopel Athenagoras zu rechnen haben, der eine eigene Delegation für die Vertretung der gesamten Griechisch-Orthodoxen Kirche ernannt hat und für den der Führer dieser Delegation, der Exarch in London, Erzbischof Athenagoras von Thyateira, am ersten Konferenztage eine bedeutsame Erklärung abgab. Nach dem Tode des Erzbischofs Germanos, eines der sechs Vorsitzenden des „Weltrates der Kirchen“, an dessen Stelle Exarch Athenagoras trat, konnte man damit rechnen, daß sich der Kurs der Orthodoxen — bis dahin vorwiegend durch Harnackschüler vertreten — erheblich verschärfen werde. Aber niemand hat wohl vorausgesehen, daß dies in einer so dramatischen Form geschehen würde.

Erzbischof Athenagoras richtete seine Erklärung an den Präsidenten der Konferenz nicht in seiner Eigenschaft als einer der Vorsitzenden des „Weltrates“, sondern als Exarch und Vertreter des Ökumenischen Patriarchen von

Konstantinopel und im Namen der 200 Millionen Gläubigen der Griechisch-Orthodoxen Kirche, die er in Lund vertritt. Er überbrachte die Grüße des Patriarchen und erneuerte das Interesse der Orthodoxie an der Einheit der Christenheit. Seine Delegation sei jedoch angewiesen, sich in keinerlei dogmatische Dispute einzulassen. Das sei ebensowenig eine neue Haltung wie die Abwesenheit der griechischen Delegation, denn man verbleibe in der wirksamen Zusammenarbeit im Rahmen des „Weltrates der Kirchen“. Grund dieser Zurückhaltung in dogmatischen Fragen sei die Ansicht, daß in der Griechisch-Orthodoxen Kirche nicht die theologischen Ansichten der Einzelnen zählen, sondern die ganze Kirche, Klerus und Laien, und vor allem die Gesamtheit ihrer Hierarchie in der Hl. Synode gebe Glaubenserklärungen ab. Deshalb reservierte sich die Hierarchie der gesamten Griechisch-Orthodoxen Kirche das alleinige Recht, darüber zu entscheiden, was in Glaubensdingen falsch ist, und zu verkünden, was mit ihrem Glauben vereinbar ist oder nicht. Die Delegation könne daher nur positive und definitive Feststellungen über den orthodoxen Glauben abgeben, sich aber nicht in sterile Gespräche einlassen oder sich an Abstimmungen beteiligen, die Fragen des Glaubens, des Gottesdienstes oder der Ordnung betreffen. Das sei immer so gewesen, denn die Griechisch-Orthodoxe Kirche habe es nicht mit menschlichen Lehren zu tun. „Sie ist die ganze und alleinige Kirche, der Leib Christi, die allein Bevollmächtigte durch die Apostel.“ Die Schärfe dieser Erklärung konnte auch nicht durch die Form gemildert werden, in der Erzbischof Athenagoras versicherte, sie seien nicht gekommen, um andere Kirchen zu kritisieren, sondern um ihnen zu helfen. Die Delegation des Ökumenischen Patriarchen von Konstantinopel besteht aus den Professoren der Theologischen Halki-Schule, Chrysostomos Constantinides, Maximos Repanellis, Emmanuel Photiados, Emilian Timiades und den wohlbekannteren russisch-orthodoxen Professoren Georges Florowsky und Leo Zander.

*Und eine Huldigung für die Gottesmutter*

Eine nicht geringe Überraschung war es schließlich, daß in seiner Eröffnungspredigt am 15. August der anglikanische Bischof von Ceylon, Rev. Lakdasa de Mel, wörtlich sagte: „Heute am 15. August, dem ältesten Fest der Hl. Jungfrau Maria, danken wir Gott für das Beispiel ihres großen Gehorsams, für den alle Generationen sie selig preisen werden.“

Aus der Eröffnungsansprache von Erzbischof Brilioth ergab sich dann das Hauptthema der Konferenz: was soll aus der Bewegung für „Glaube und Verfassung“ werden, die seit der Gründung des „Weltrates der Kirchen“ im Jahre 1948 eine selbständige Kommission innerhalb des Weltrates geworden ist, deren Mittel aber, wie der theologische Sekretär D. Hodgson mitteilte, erschöpft sind! Man habe bisher aus den Überschüssen der Weltkonferenz von Edinburgh (1937) gelebt, und nun ginge es nicht mehr weiter. Auf diesem Hintergrund gewinnt der Anspruch der finanzkräftigsten Gruppen, nämlich der amerikanischen Freikirchen, auf Gleichberechtigung, seine realistische Bedeutung. Die Eingliederung in den „Weltrat“, oder, wie D. Brilioth sagte, die volle Integration des Anliegens von „Faith and Order“ innerhalb des „Weltrates“ ohne Preisgabe der eigenen Tradition, entbehrt nicht einer

gewissen Tragik, zumal da man seit einiger Zeit weiß, daß der Generalsekretär von „Faith and Order“, Rev. Oliver Tomkins, London, sich bereits einen neuen Posten außerhalb der ökumenischen Arbeit gesichert hat. Sein großer Gegner, Dr. Visser't Hooft, vermied es aber, am ersten Sitzungstage in seinem Referat: „Faith and Order und die 2. Vollversammlung des Weltrates der Kirchen 1954“ einen vorbereiteten Antrag der amerikanischen Freikirchen zu präsentieren. Er stellte dagegen fest, daß man die ursprüngliche Furcht der Anfangszeit der ökumenischen Bewegung vor einem direkten Angriff auf die grundlegenden Unterschiede der Kirchen überwunden habe und daß das Anliegen von „Glaube und Verfassung“ langsam aber sicher in das Leben der ökumenischen Bewegung als ganzer eingedrungen ist. Es sei im Gegenteil heute zu befürchten, daß der Weltrat sich mit seinem gegenwärtigen Zustande einer Föderation gespaltener Kirchen abfinde und zu einem Schlafmittel werde, statt ein Stimulans zu sein.

Dr. 't Hooft plädierte dafür, daß man das für die 2. Vollversammlung gewählte Thema von der Hoffnung auf den gekreuzigten Herrn nicht absetze und daß man wieder wie in Amsterdam als ersten Punkt der Tagesordnung das Anliegen von Faith and Order „Unsere Einheit in Christus und die Uneinigkeit unserer Kirchen“ bestimme. Nach einem Überblick über die bisher erreichte Einheit forderte er energische Arbeit zur Gewinnung weiterer Klarstellungen:

#### *„Die Gefahr einer Unaufrichtigkeit“*

„Die schärfste Frage, die sich aus der gegenwärtigen ökumenischen Situation ergibt, ist die: Wie können wir die beiden Aspekte unserer widerspruchsvollen Lage ernst nehmen, daß es nämlich eine Einheit in Christus gibt, die uns geschenkt wurde und immer noch geschenkt wird, und daß wir gleichzeitig von einander getrennt sind? Es ist klar, daß beide Aspekte wichtig sind. Es hilft uns nichts, die Existenz einer der beiden Seiten dieser dialektischen Situation zu leugnen. Von einer ‚Weltkirche‘ zu sprechen, wie dies einige tun, . . . ist völlig irreführend und dazu angetan, den Ernst unserer theologischen Getrenntheit, unserer Trennung in Anbetung und Sakrament und unserer organisatorischen Ichbezogenheit zu verkleinern.“ Man könne aber nicht mehr länger von der neuen und echten Einheit sprechen, die unter den Kirchen entstanden ist, „und in aller Ruhe die Tatsache hinnehmen, daß die Art unserer kirchlichen Organisation und unserer Tätigkeit weiterhin den Eindruck macht, als ob jede Konfession in ihrer eigenen Gesetzmäßigkeit verharrt. Hier liegt die Gefahr einer Unaufrichtigkeit . . .“ Er schloß seine vorsichtigen Worte mit der Empfehlung, keine eigene Botschaft zu erlassen, wenn man nicht unbedingt etwas sagen müsse, denn es gebe heute ökumenische Botschaften die Fülle.

Auch Rev. Oliver Tomkins forderte in einer eigenen Ansprache am 17. August, daß man nun fester das Zentralproblem der Kirche anpacke, die übrigens bei ihm immer wieder unter den beiden Begriffen „Leib und Braut Christi“ erwähnt wurde. Man stehe in der Gefahr, eine Art „Weltrats-Mystik“ zu verbreiten. Er riet u. a., ein neues Studium der Christologie zu beginnen, ohne die eine Lehre von der Kirche in der Luft hänge.

D. Leonard Hodgson gab dann die Einführung in die Berichte der theologischen Kommissionen und führte auf folgende grundlegende Problemstellung: er meinte, von der katholischen und der reformatorischen Sakramentslehre, also von der gegensätzlichen Betonung des opus

operatum und des opus operantis, des göttlichen und des menschlichen Handelns im Heilsprozeß ausgehend, ob nicht ein großer Teil aller Mißverständnisse aus der verschiedenen Betonung des Paradoxon käme, daß wir als freie Personen uns dann am meisten frei wissen, wenn wir Gott in uns handeln fühlen. Man habe mit diesem Paradoxon schon in Edinburgh bei der Lehre von der Gnade zu tun gehabt. Dieser Widerspruch gehöre aber auch zum Wesen der Kirche. Auf der einen Seite lehre man die Kirche als eine Schöpfung Gottes, ein Werk des Geistes Christi, auf der anderen betone man die Antwort des Menschen auf dieses Werk und rede von der Versammlung der Gläubigen und ihrer freiwilligen Zugehörigkeit zur Kirche. Als erstes müsse sich aber die Versammlung nun entscheiden, „ob wir glauben, es sei Gottes Wille, daß die Kirche eine irdische Körperschaft mit einer fortlaufenden Geschichte in Raum und Zeit sei“. Diese Frage gehörte schon in Amsterdam zu den „tiefsten Unterschieden“. Hodgson weist nun darauf hin, die starke Betonung des göttlichen Handelns im Sakrament bei den Katholischen und Orthodoxen berge zwei Möglichkeiten der Korruption in sich. Werde sie bis zur gänzlichen Verneinung der Relevanz der menschlichen Seite getrieben, so komme es darauf hinaus, daß die Moralität durch Ausübung des Kultus ersetzt werde. Und wenn man glaube, die Aufgabe des Menschen bestehe in der korrekten Ausübung des Kultus, ergäbe sich ein falscher, magischer Sinn des ex opere operato. Er versucht nun den reformatorischen Protest als eine Verdrängungserscheinung zu erklären. „Weil sich die Reformation zu einer Zeit ereignete, da die Kirche unter diesen zwei Mißständen litt, sah sie sich veranlaßt, die Bedeutung des Glaubensaktes zu betonen und daran zu erinnern, daß die Kirche sich nicht ganz erfüllen kann ohne diesen Akt auf der menschlichen Seite. Das habe dann dazu geführt, die Kontinuität der Kirche in der Kontinuität der christlichen Erfahrung zu suchen und zu sichern, statt in der Kontinuität des Amtes und der Sakramente. Er fragt, ob nicht die verschiedenen Betonungen, wenn sie richtig verstanden werden, alle ihren Platz haben können.

#### *Die eschatologische Scheidung*

Zur Einleitung der Aussprache über das Wesen der Kirche stellte Prof. D. Edmund Schlink, Heidelberg, die Versammlung vor die Wirklichkeit der Kirche als „Das wandernde Gottesvolk“, das dem wiederkommenden Herrn entgegenwalle: „Die Kirche befindet sich auf dem Wege zwischen dem ersten und dem zweiten Advent Jesu Christi.“ Von dieser Konzeption ausgehend, die in merkwürdiger Selbstverständlichkeit an der Gegenwart Christi in seiner Kirche, an seinem Mit-Wandern vorbeisieht, erinnerte Schlink daran, daß alle bisherigen Unterschiede der Kirchen und Konfessionen vor dem Gericht Christi zusammenbrechen würden, weil Er dann die Seinen aus allen Gemeinschaften herausruft, wie das heute schon unter der Verfolgung geschehe. Die Einigungsbemühungen sollten mehr auf diesen Aspekt ausgerichtet sein. „Ich bin davon überzeugt, daß wir mit der vergleichenden Methode in der Arbeit für ‚Glauben und Verfassung‘ eine ganz natürliche Grenze erreicht haben und daß wir auf diesem Weg allein nicht weiterkommen, ja daß im Gegenteil sich auf diesem Wege, der keine Opfer von den Beteiligten erfordert, immer größere Schwierigkeiten einstellen werden.“ Es fehle nicht an wichtigen Aufgaben, einer neuen Christologie, Eschatologie und Pneumatologie sowie der

Erforschung der anthropologischen und philosophischen Voraussetzungen der christlichen Denkformen. Vor allem aber müsse man seine Gedanken bei der „Spitze des wandernden Gottesvolkes haben, die schon weiter zu sein scheint als der Stand unserer Erwägungen. Gegenüber dem, was heute in manchen Ländern geschieht im stürmischen Ergreifen des von Gott gebotenen Zieles, erscheint unsere bisherige Arbeit theoretisch und langsam und zu sehr nach rückwärts gewandt.“ Man könne nicht immer wieder von neuem erklären, man sei einig in Christus, und zugleich in der Trennung beharren. Solche Genügsamkeit wäre „ein doketischer Kirchenbegriff und ein unerlaubter Spiritualismus“. Es sei auch nicht erlaubt, die Mannigfaltigkeit der getrennten Kirchen gleichzusetzen mit der Mannigfaltigkeit der Charismata, von denen Paulus spreche. „Wo die Abendmahlsgemeinschaft fehlt, ist nicht jene organische Mannigfaltigkeit, sondern Unordnung und Schande.“ Und diese Abendmahlsgemeinschaft fehlte in Lund. Die Konferenz als solche veranstaltete keine Abendmahlsfeier, sondern nur die eine oder andere Kirche lud die Mitglieder zu ihrem Abendmahlstisch.

In einem Wort zur Weltkirchenkonferenz, das „Evangelische Welt“ vom 16. August abdruckte, hatte D. Schlink den Mut, die Veranstaltung von Lund auf eine Linie mit den altkirchlichen Konzilien zu rücken. Er meinte sogar, die heutigen ökumenischen Konferenzen seien in einem viel höheren Maße katholisch als die damaligen, wenn sie auch ungleich geringere kirchenrechtliche Vollmachten haben. „Die Frage, welchen Konzilien wir den Vorzug geben, ist eine rein theoretische Frage (!), und die Bevorzugung der altkirchlichen ökumenischen Konzilien ist eine rein theoretische Liebhaberei. Denn wir stehen alle, ob wir wollen oder nicht, von Geburt an in einer bereits gespaltenen Christenheit . . . Es bleibt uns nur die Wahl, die ökumenischen Konzilien unserer Tage in aller ihrer Schwachheit zu bejahen.“ Man kann nicht umhin zu fragen, ob das nicht eine Flucht nach vorne ist.

#### *Die soziologischen Pioniere*

Schon der zweite Sitzungstag brachte die auf amerikanisches Drängen geforderte Aussprache über die „nicht-theologischen Faktoren“ der Glaubensspaltung mit kräftigen Thesen gegen Staatskirchentum, Tradition und theologische Heuchelei.

Für die einleitenden Referate hatte man zwei Freunde Karl Barths, den tschechischen Professor J. Hromadka und den reformierten Pastor H. Obendiek, sowie Dr. Winfred E. Garrison von den amerikanischen Disciples of Christ bestellt. Hromadka intonierte die Katastrophen-Präfatation. Lund könne das Ende der ökumenischen Ära bedeuten, wenn man sich hinter einer statischen Orthodoxie als einem „Grabensystem oder einer Maginotlinie der Angst“ verschanze. Der Westen habe kein Recht, über die Prüfung zu richten, welche jetzt die Christen der Ostländer durchzumachen hätten. Er forderte, daß sich die ökumenische Bewegung von der sozialen und kulturellen Tradition loslöse, die die Christen des Westen zu Sklaven eines politischen Systems gemacht habe. Die prophetische Aufgabe der Kirche gegenüber den Mächten sei keineswegs identisch mit einem „Nein“ gegen den Kommunismus, solange man nicht ein volles Ja zum Kreuz Christi gesprochen habe. Die Kirche müsse endlich unter der Führung des Heiligen Geistes alle Götzenbilder und falschen Altäre umstoßen.

Sehr viel abgewogener waren die durchdachten und gut

gegliederten Thesen von Harmannus Obendiek, Wuppertal, über „Die Bedeutung der sozialen und kulturellen Faktoren“ in der Struktur der Kirchen. Er versuchte eine Art Tiefensoziologie, um hinter die Vordergründe theologischer Motive zu leuchten, die oft genug materielle und soziale Interessen verhüllen. Man müsse sehr genau untersuchen, wieweit sich in der hierarchischen Gestalt gewisser Kirchen eine vergangene obrigkeitliche Herrschaftsform verberge und erhalte, die den Ausblick auf die Herrschaft Jesu Christi verstellt. Aber auch „der Konfessionswechsel hatte nicht immer theologische Wurzeln. Es ging nicht immer um die Wahrheitsfrage. Wir meinen, die Reformation im 16. Jahrhundert sei theologisch bestimmt gewesen. Aber gerade dann bleibt es doch ein schweres Problem, wenn die Reformation im wesentlichen auf den Kulturkreis beschränkt blieb, der germanisch-skandinavisch-angelsächsisch bestimmt war. Die Reformation hatte die Lösung: ‚Das Wort muß es tun, das Wort allein.‘ Warum wurde dann soviel Gewalt angewendet, um sie einzuführen? Und warum mußte ihr Bestand durch Staatsgesetze gesichert werden? Wurden solche Kirchen, in denen das geschah, in der nachfolgenden Zeit durch theologische Faktoren bestimmt? Oder war nicht die ganze Geschichte, Lebensordnung und Lebensart von ihrem Anfang her fortgesetzt untheologisch bestimmt, zum mindesten sehr mitbestimmt?“

Selbst das Schisma von 1054 möchte Obendiek mit K. D. Schmidt in erster Linie auf einen kulturellen Unterschied des Westens und des Ostens zurückführen. Die Wurzel dieser umfassenden Kritik ist freilich eine theologische: Obendiek fordert vor allem, daß man nicht über die Kirche verhandle ohne Christologie. Die Sendung und das Werk Jesu Christi müsse reiner hervortreten. Was damit im Einzelfall gemeint ist, zeigte z. B. ein Bericht der „Reformierten Kirchenzeitung“ Nr. 16/17 über die Tagung des „Lutherischen Weltbundes“ in Hannover: „Wir müssen doch fragen, ob es für eine Kirche gut ist, sich in dieser Weise immer wieder auf einen Menschen zu berufen, und sei er auch ein Reformator? Die lutherische Kirche ist ja die einzige größere Kirche innerhalb der Ökumene, die sich nach einem Menschen nennt. Das tun die anderen Kirchen nicht.“ Nicht „Vorwärts zu Luther!“ dürfe eine Parole heißen, sondern immer nur „Vorwärts zu Christus!“.

#### *Keine Staatskirchen mehr!*

Dr. Garrison vertrat konsequent das Anliegen der „freikirchlichen Tradition“ in USA und erklärte, für ihn sei das Buch, das Bischof Anders Nygren von Lund 1945 unter dem Titel „Das ist die Kirche“ herausgegeben habe, einfach „shocking“ gewesen, weil hier unbedenklich das staatskirchliche System seines Landes als neutestamentlich ausgegeben werde, ohne daß man frage, wie es mit dem Glauben des Einzelnen stehe. Er müsse eine solche Konzeption „in toto ablehnen“. Es müsse klargelegt werden, daß zum Wesen der Kirche der freie Akt der Hingabe an Christus gehöre. Das freikirchliche System Amerikas sei überdies keine amerikanische Erfindung, sondern in seiner Substanz der Zustand der Kirche vor der Konstantinischen Lösung! Freilich sei damit nicht die Zersplitterung in Denominationen entschuldigt, die den menschlichen Hang zu Sonderbildungen widerspiegeln. In keinem Falle dürfe man hoffen, gemeinsamen Boden zu finden, solange die Vertreter des Staatskirchentums und die Freikirchler für ihre Kirchenideen, die beide politische Wurzel hätten, die theologische Sanktion der Bibel suchten.